

Marguerite  
Duras  
Der  
Matrose  
von  
Gibraltar

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2437

Am Strand liegt eine große Luxusyacht; die Yacht gehört Anna, einer jungen, schönen, reichen Frau, die die Meere bereist, auf der Suche nach dem verlorenen Geliebten, dem Matrosen von Gibraltar. Das Schiff hatte ihn einst an Bord genommen, als er, zwanzigjährig, wegen Raubmordes gesucht, aus der Fremdenlegion geflohen war. In Shanghai hatte er das Schiff verlassen. Weil Anna ihn liebt wie keinen der anderen Begleiter, die sie zur Kurzweil von einem zum anderen Hafen mit an Bord nimmt, sucht sie ihn und gibt die Hoffnung nicht auf, ihn zu finden. Und der Erzähler dieser Geschichte begleitet sie. Er will ihr helfen, den Matrosen zu finden.

Was könnte der Matrose von Gibraltar sein – außer das Liebesthema einer reichen Frau? Er könnte die Jugend sein, das Verbrechen, die Hoffnung. Er könnte zum Symbol geworden sein, zum Symbol der Suche nach einer absoluten, einer bleibenden Liebe, dem höchsten Ziel, nach dem Unerreichbaren.

Marguerite Duras  
Der Matrose von Gibraltar

*Roman*

Aus dem Französischen von  
Maria Dessauer

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Le marin de Gibraltar*

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1995

suhrkamp taschenbuch 2437

© Editions Gallimard, 1952

© für die deutsche Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1989

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38937-9

*Für Dionys*



## *Erster Teil*



Mailand und Genua hatten wir schon besichtigt. Seit zwei Tagen waren wir in Pisa, als ich nach Florenz zu fahren beschloß. Jacqueline war einverstanden. Sie war immer einverstanden.

Es war das zweite Jahr nach Kriegsende. In den Zügen war kein Platz zu finden. Zu allen Tages- und Nachtzeiten, auf allen Strecken waren sie überfüllt. Reisen war zu einer Art Sport geworden, und wir verstanden uns immer besser darauf. Doch als wir in Pisa diesmal beim Bahnhof eintrafen, waren die Schalter geschlossen, nicht einmal Fahrkarten wurden mehr für die abfahrenden Züge ausgegeben. Wir überlegten uns, den Autobus zu nehmen. Aber auch für die Autobusse gab es keine Fahrscheine mehr. Trotz dieser Hindernisse schwor ich mir, noch am selben Tag nach Florenz zu gelangen. Wenn ich reiste, war ich immer so verbissen, ich mußte immer weiter reisen, und an dem Tag war mir allein die Vorstellung, Florenz erst morgen zu sehen, unerträglich. Ich hätte gewiß nicht sagen können warum, was ich von der Stadt erwartete, welche Offenbarung, welche Atempause ich von ihr erhoffte. Wenn ich auch keine anderen Arten von Ungeduld mehr verspürte, suchte ich sie mir doch nie zu erklären. Nach dem Mißerfolg mit den Autobussen erkundigte ich mich weiter. Ich erfuhr, daß jeden Samstagabend gegen sechs Uhr Arbeiterkolonnen nach Florenz zurückfahren, daß ihre Lastwagen auf dem Bahnhofplatz standen und manchmal Leute mitnahmen.

Wir gingen also zum Bahnhofplatz. Es war fünf Uhr. Wir hatten noch eine Stunde zu warten. Ich setzte mich auf meinen Koffer, und Jacqueline setzte sich auf ihren. Der Platz war bombardiert worden, und der zerstörte Bahnhof gewährte einen Durchblick auf die ankommenden und abfahrenden Züge. Hunderte von Reisenden gingen an uns vorbei, erschöpft, schwitzend. Ich stellte mir vor, sie alle kämen aus

Florenz oder führen dorthin, und betrachtete sie neidvoll. Es war schon heiß. Das Laub der wenigen noch auf dem Platz stehenden Bäume war von der Sonne und vom Rauch der Züge verdorrt und spendete wenig Schatten. Ich dachte nur an die Lastwagen, und die Hitze war mir gleichgültig. Nach einer halben Stunde sagte Jacqueline, sie habe Durst, sie würde gern eine Limonade trinken, uns bliebe genug Zeit dafür. Ich sagte ihr, sie solle sie allein trinken gehen, denn ich wollte die Arbeiter nicht verpassen. Sie verzichtete auf die Limonade und kaufte *gelati*. Wir aßen sie schnell, sie zerschmolzen uns zwischen den Fingern. Sie waren übersüßt und machten uns nur noch durstiger. Es war der elfte August. Die Italiener hatten uns gewarnt, die Hundstage ständen bevor, sie begannen gewöhnlich um den 15. August. Jacqueline erinnerte mich daran.

»Das ist jetzt noch gar nichts«, sagte sie, »was werden wir erst in Florenz erleben!«

Ich gab ihr keine Antwort. In zwei von drei Fällen gab ich ihr keine Antwort. Der Sommer ängstigte mich. Zweifellos weil ich die Hoffnung verlor, jemals etwas zu erleben, was ihm angemessen war. Es mißfiel mir, daß sie in einem solchen Ton von ihm sprach.

Endlich trafen die Arbeiter ein. Sie kamen in Gruppen. Es waren Maurer, die beim Wiederaufbau von Pisa eingesetzt wurden. Einige trugen Arbeitskluft. Die erste Gruppe rannte auf einen kleinen Lastwagen mit Verdeckplane zu, der nicht weit weg von uns stand.

Jacqueline lief zu dem Arbeiter, der sich ans Steuer des Lastwagens setzte. Eine Frau, dachte sie, hat mehr Aussicht, ihn zu erweichen als ein Mann. Sie erklärte ihm auf italienisch – sie hatte im Hinblick auf unseren Urlaub zwei Monate lang nach der Methode Assimil Italienisch gelernt, ich übrigens auch –, wir seien zwei Franzosen und um ein Transportmittel verlegen, wir wollten nach Florenz, und wenn er uns in seinem Lastwagen mitnähme, wäre das sehr freundlich von ihm. Er war sofort einverstanden. Ich setzte mich neben ihn,

um die Straße besser sehen zu können. Jacqueline stieg hinten ein. Im Kolonialministerium saß ich näher als sie am Fenster. Solche Gewohnheiten waren mir so selbstverständlich geworden, daß sie nicht einmal mehr daran Anstoß nahm. Wenigstens glaubte ich das. Sie stieg brav hinten ein. Der Lastwagen hatte ein Verdeck, und es waren an jenem Nachmittag etwa sechsunddreißig Grad im Schatten. Aber selbstverständlich litt sie, Jacqueline, nicht unter der Hitze. In wenigen Minuten war der Wagen voll besetzt. Wir fuhren los. Es war sechs Uhr abends. Die Ausfahrt aus der Stadt war durch Radfahrer verstopft. Der Fahrer fluchte und beschimpfte die Radfahrer, die, unempfindlich gegen sein Hupen, in Reihen nebeneinanderher fuhren. Er hatte als Kind zwei Jahre in Frankreich verbracht – das war das erste, was er mir sagte – und sprach Französisch. Er wurde darum auf französisch wütend – weil ich neben ihm saß. Und zwar sehr. Bald legte er nicht nur gegen die Radfahrer los. Es gab keine Arbeit in Florenz, um welche zu finden, mußte man fünfundsechzig Kilometer weit bis hierher fahren. Alles war schwierig für die Arbeiter. Es war kein Leben mehr. Die Unterhaltskosten waren hoch. Die Löhne waren niedrig. So konnte das nicht mehr lange weitergehen. Als erstes mußte eine neue Regierung her. Die jetzige mußte gestürzt, der Präsident liquidiert werden. Er redete über ihn. Wenn er den verhassten Namen aussprach, schwenkte er in einer Gebärde der Ohnmacht und der Wut seine Fäuste und packte erst im letzten Augenblick und ungerne wieder das Steuer. Der Wagen machte Schlenker, der Wind fegte hinein und die Planen klatschten wie Peitschen. Doch im Innern schien sich niemand darüber aufzuregen. Ich sagte mir, daß es wohl jede Woche so sei, an jedem Samstag, wenn der Fahrer sich beim Stadtausgang aus Pisa über die Radfahrer ärgerte. Ich ängstigte mich nicht. Ich hatte zu sehr befürchtet, am heutigen Tag nicht mehr nach Florenz zu kommen, um noch über irgend etwas zu erschrecken, und sei es die Aussicht, nicht lebend hinzugelangen. In benommener Zufriedenheit hörte ich ihm zu.

Kurz nach der Ausfahrt aus Pisa, ehe wir Cascina erreichten,

drangen erstickte Schreie unter dem Verdeck hervor. Es war Jacqueline. Die Arbeiter mußten sie wohl ein wenig bedrängen. Das lachende Geschrei war eindeutig. Der Fahrer hörte es auch.

»Wenn Sie wollen«, sagte er mit verlegener Miene, »kann Ihre Frau zu mir nach vorne kommen.«

»Das ist nicht nötig.«

Er blickte mich erstaunt an, dann lächelte er.

»Hierzulande ist man sehr eifersüchtig. In Frankreich ist man's weniger, was?«

»Schon möglich.«

»Die haben vor der Abfahrt ein paar Gläser getrunken. Heute ist Zahntag. Darum. Macht es Ihnen wirklich nichts aus?«

Das belustigte ihn.

»So was ist nur natürlich, wenn eine Frau mit Männern zusammengesperrt wird, die getrunken haben«, sagte ich.

»Ein Segen, nicht eifersüchtig zu sein. Ich könnte das nicht.«

Die Arbeiter lachten. Jacqueline stieß einen Schrei aus, der gereizter klang. Er blickte mich wiederum sehr erstaunt an.

»Wir leben sehr zurückgezogen«, sagte ich, »wir sehen nie jemanden bei uns, darum macht es mir einen gewissen Spaß, wenn einmal andere . . . Sie verstehen wohl.«

»Sie sind schon lange verheiratet, und deshalb, wie?«

»Wir kennen uns schon lange, das ja, aber verheiratet sind wir nicht. Wir werden demnächst heiraten. Sie besteht darauf, sie wird erst glücklich sein, wenn wir verheiratet sind.«

Wir lachten beide.

»Viele Frauen sind so, was das Heiraten angeht.«

Gewöhnlich mochte ich mit ihrem Schicksal zufriedene oder auch sorglose Menschen nicht leiden. Ihn aber ertrug ich mühelos.

»Mit der Liebe ist es wie mit allem anderen«, sagte er, »ewig kann das nicht dauern.«

»Sie ist nett«, sagte ich.

»Ich verstehe schon«, sagte er lachend.

Wir ließen Cascina hinter uns. Die Straße war viel leerer geworden. Er war in redseliger Stimmung, stellte mir die üblichen Fragen.

»Sind Sie zum ersten Mal in Italien?«

»Zum ersten Mal, ja.«

»Sind Sie schon lange hier?«

»Vierzehn Tage.«

»Und wie finden Sie die Italiener?«

In herausforderndem Ton, mit geradezu kindlicher Hochnäsigkeit hatte er mir die Frage gestellt. Meine Antwort erwartete er sodann mit plötzlich verschlossener Miene und gespielter Achtsamkeit beim Steuern seines Lasters.

»Genau kann ich es nicht wissen«, sagte ich, »denn ich kenne noch keine. Immerhin scheint mir, würde es schwerfallen, sie nicht zu lieben.«

Er lächelte.

»Die Italiener nicht lieben«, sagte ich, »hieße die Menschheit nicht lieben.«

Er entspannte sich wieder.

»Man hat vieles über sie gesagt während der porcheria di guerra.«

»Was redet man den Leuten im Krieg nicht alles ein«, sagte ich.

Ich war müde. Er bemerkte es nicht sofort.

»Und Pisa? Pisa ist schön, was?«

»O ja«, sagte ich. »Pisa ist schön.«

»Zum Glück ist der Platz nicht von Bomben getroffen worden.«

»Zum Glück.«

Er drehte sich zu mir um. Ich mußte mich anstrengen, um ihm zu antworten, und jetzt sah er es.

»Sie sind müde«, sagte er.

»Ein bißchen.«

»Die Hitze«, sagte er, »und die Reise.«

»Das stimmt«, sagte ich.

Er hatte jedoch Lust weiter zu reden. Er erzählte mir von sich, und zwanzig Minuten lang brauchte ich ihm nicht mehr zu antworten. Er sagte mir, daß er sich für die Politik interessiere, seit der Befreiung, ja, besonders seitdem er in einer Fabrik in Piemont dem Arbeiterrat angehört habe. Das sei die schönste Zeit seines Lebens gewesen. Nach der Auflösung der Arbeiterräte sei er enttäuscht in die Toscana zurückgekehrt. Aber er trauere Mailand nach, »denn Mailand, das ist eine lebendige Stadt«. Er sprach viel von den Arbeiterräten, über das, was die Engländer angerichtet hätten.

»Das ist doch empörend, was die dort gemacht haben, wie?«

Die Sache war ihm sehr wichtig. Ich sagte ihm, es sei empörend. Er fing wieder an, von sich zu sprechen. Jetzt war er Maurer in Pisa. Viel Wiederaufbau in Pisa. Der Lastwagen, der gehörte ihm. Er hatte ihn zur Zeit der Befreiung gehabt und hatte ihn behalten. Unterm Reden verlangsamte er das Tempo, wenn wir durch Dörfer fuhren, damit ich die Kirchen, die Denkmäler, die Kreideaufschriften an den Mauern genau sehen sollte: *Viva il partito comunista* und das umgekippte W vor *il Re*. Ich betrachtete sie jeweils so aufmerksam, daß er keine ausließ.

Wir kamen nach Pontedera. Er sprach wieder von seinem Lastwagen. Die Art, wie er ihn erworben hatte, machte ihm ein wenig zu schaffen.

»Was wollen Sie, ich hätte ihn den Kameraden vom Arbeiterrat abliefern müssen, aber nein, ich habe ihn behalten.«

Er sah wohl, daß mich das nicht im geringsten entrüstete.

»Ich hätte es tun müssen, aber ich habe es nicht fertig gebracht. Zwei Monate hatte ich den Lastwagen gefahren, da war es mir dann nicht mehr möglich.«

»Viele hätten das gleiche gemacht«, sagte ich.

»Ich sagte mir, nie im Leben werde ich zu einem anderen kommen, es gibt Sachen, die muß man einfach tun, und wenn man stehlen müßte. Den Wagen da, na ja, den habe ich gestohlen. Aber bedauern kann ich es nicht.«

Ohnehin sei das ein alter Klapperkasten, erklärte er mir, der, wie ich ja selber sähe, nicht mehr als sechzig Stundenkilometer schaffe, trotzdem sei er sehr froh, ihn zu besitzen. Ah, für Autos habe er nun mal eine Schwäche. Übrigens würde es der Wagen nach einer gründlichen Ventileinschleifung bis auf achtzig bringen. Aber er finde einfach nie die Zeit, sie vorzunehmen. Der Laster leiste ihm noch so manchen Dienst. Weil er ihn habe, könne er am Wochenende zu einem kleinen Fischereihafen am Mittelmeer fahren, Freunde mitnehmen. Das koste ihn nur halb so viel wie die Eisenbahn. »Wo ist das?« fragte ich. — »In Rocca«, sagte er. Er habe auch Familie dort. Es sei nicht weit. Jede Woche lasse es sich nur schwer machen wegen der Benzinrationierung, alle vierzehn Tage aber fahre er hin. Letzte Woche sei er dort gewesen. Oh, es sei nur ein ganz kleiner Hafen. Das letzte Mal sei eine schwerreiche Amerikanerin dort gewesen, man frage sich, was die in einem solchen Nest suchen mochte. Eine Amerikanerin, ja wohl, so werde wenigstens behauptet. Sie habe eine sehr schöne Jacht, die direkt am Strand ankere. Er habe sie baden sehen. Eine herrliche Frau. Man sollte eben selbst in kleinen Dingen nie verallgemeinern. Bisher habe er geglaubt, was immer gesagt werde: daß die Amerikanerinnen weniger schön seien als die italienischen Frauen. Aber diese da sei einfach so schön, daß er sich nicht erinnern könne, jemals einer schöneren Frau begegnet zu sein. Er sagte mir nicht, sie sei hübsch gewesen oder sie habe ihm gefallen, nein, nur daß sie schön gewesen sei. Er sagte es in ernstem Ton, auf italienisch: *Bellissima*. Er setzte hinzu: *È sola*.

Dann erzählte er mir von Rocca. Warum ich eigentlich nicht hinginge, falls ich genügend Zeit hätte? Man sollte sich nicht auf die Städte beschränken, um eine richtige Vorstellung von Italien zu bekommen. Man sollte auch das eine oder andere Dorf besuchen und aufs Land fahren. Und Rocca sei ein geeigneter Ort, um das Leben des einfachen italienischen Volkes kennenzulernen. Dieses Volk habe so sehr gelitten, es sei arbeitsam wie kein anderes, und Sie werden sehen, wie

freundlich es ist. Er kannte es gut – seine Eltern waren Bauern –, doch wenn er auch seine Verblendung nicht mehr teilte, liebte er es deshalb nur um so mehr. Weil er aus ihm hervorgegangen war, machte er es sich ein wenig zum Eigentum. Er sprach davon wie von einem Wunderwerk, voller Stolz. Ja, falls ich genügend Zeit hätte, müsse ich nach Rocca fahren. Dort gab es zwar nur einen Gasthof, aber wir, meine Frau und ich, kämen da gut unter. Er sagte mir:

»Auf der einen Seite haben Sie das Meer und auf der anderen Seite den Fluß. Wenn das Meer zu stürmisch oder zu warm ist oder Sie einfach eine Abwechslung suchen, können Sie im Fluß baden. Er ist immer kühl. Und der Gasthof liegt direkt am Fluß.«

Er erzählte mir von diesem Fluß, vom Gasthof, von den Bergen über dem Tal, von der Unterwasserfischerei.

»Solange man das nicht gemacht hat, kann man sich nicht vorstellen, wie das ist. Beim ersten Mal hat man Angst, und danach kann man es nicht mehr lassen. Es ist sehr schön, die Farben, die Fische, die schwimmen einem unter dem Bauch vorbei. Er ist so ruhig, man macht sich keinen Begriff davon.«

Er erzählte mir von den öffentlichen Tanzvergnügen, von den Früchten jener Gegend – Zitronen so groß wie Orangen.

Wir kamen nach San Romano im Arnotal. Der Himmel war kupferfarben. Die Straße war nicht mehr besonnt, aber die Spitzen der Hügel waren es noch eine Weile. Sie waren von unten bis oben mit Olivenbäumen bepflanzt. Die Häuser waren schön, von der gleichen Farbe wie die Erde. Neben dem unscheinbarsten standen Zypressen. Es war eine Landschaft von fast unerträglicher Lieblichkeit.

»Stammen Sie aus diesem Teil der Toscana?« fragte ich ihn.

»Aus der Ebene, ja«, sagte er, »aber nicht aus der Ecke von Florenz. Meine Familie aber, die lebt jetzt in Rocca. Mein Vater liebt das Meer.«

Die Sonne verschwand hinter den Hügeln, und das Tal erhielt sein Licht vom Arno. Er war ein schmales Gewässer. Seine glänzende, ruhige Oberfläche, seine sanften, zahlrei-

chen Windungen, seine grüne Farbe verliehen ihm das Aussehen eines schlafenden Tieres. Zwischen den Steilufern wälzte er sich glücklich dahin.

»Wie schön der Arno ist«, sagte ich.

Ohne sich dessen bewußt zu werden, duzte er mich.

»Und du?« fragte er. »Was machst du?«

»Kolonialministerium«, sagte ich. »Standesamtsregister.«

»Gefällt dir das, so eine Arbeit?«

»Gräßlich«, sagte ich.

»Was tust du da?«

»Ich kopiere Geburtsurkunden und Sterbeurkunden.«

»Ah so«, sagte er. »Bist du schon lange dort?«

»Acht Jahre.«

»Ich«, sagte er nach einer Weile, »ich könnte das nicht.«

»Nein«, sagte ich, »du könntest das nicht.«

»Obwohl«, sagte er, »als Maurer arbeitest du hart, im Winter frierst du, im Sommer schwitzt du. Aber immerfort nur abschreiben, das könnte ich nicht. Manche können das, es muß ja auch solche geben, aber ich, ich könnte das nicht.«

»Ich kann's auch nicht«, sagte ich.

»Und trotzdem machst du es?«

»Ich mach es. Im Anfang glaubte ich, es würde mich umbringen, und trotzdem mache ich es, du weißt ja, wie das ist.«

»Und glaubst du es auch jetzt noch?«

»Daß es tödlich sein kann? Ja, aber für einen anderen, nicht mehr für mich.«

»Schrecklich muß das sein, immer abschreiben«, sagte er langsam.

»Unvorstellbar schrecklich«, sagte ich.

Sicherlich redete ich in scherzhaftem Ton. Und man hätte glauben können, daß es entweder nicht so schlimm oder daß dies meine Art war, von meinen Angelegenheiten zu sprechen.

»Die Arbeit, die man macht, ist doch wichtig«, sagte er.

»Man kann doch nicht nur irgend etwas machen.«

»Auch dergleichen muß aber doch getan werden«, sagte ich. »Warum also nicht durch mich?«

»Nein«, sagte er, »warum gerade durch dich?«

»Ich habe versucht, etwas anderes zu machen, aber nie etwas gefunden.«

»In manchen Fällen«, sagte er, »ist es besser, vor Hunger zu krepieren. Ich an deiner Stelle würde lieber vor Hunger krepieren.«

»Immer die Angst vor der Arbeitslosigkeit. Und vielleicht auch die Schmach, ich weiß nicht.«

»Trotz allem gibt es Dinge, die zu tun schmachvoller ist, als sie nicht zu tun.«

»Ich wäre gern Radrennfahrer geworden, Forschungsreisender, unmögliche Sachen. Und schließlich bin ich im Kolonialministerium gelandet. Mein Vater war Kolonialbeamter, deshalb war das leicht für mich. Im ersten Jahr ist man fassungslos, man sagt sich, das muß ja wohl ein Witz sein, im zweiten Jahr sagt man sich, so kann das nicht weitergehen. Dann kommt das dritte Jahr, und da, du weißt ja...«

Es freute ihn, daß ich zu reden begonnen hatte.

»Während des Kriegs war ich glücklich«, fuhr ich fort. »Ich war in einer Telegraphenabteilung. Ich habe gelernt, die Masten hinaufzuklettern, es war gefährlich, weil man einen elektrischen Schlag bekommen oder herunterfallen konnte, aber ich war glücklich. Sonntags konnte ich nicht aufhören und kletterte auf Bäume.

Wir lachten.

»In dem Augenblick, als wir schleunigst abhauen mußten, hing ich an der Spitze eines Telegraphenmastes. Die anderen sind ohne mich gegangen, aber in die falsche Richtung. Als ich hinabgeklettert war, ist niemand mehr da. Ich bin ganz allein abgehauen, aber in die richtige Richtung. Ich habe Schwein gehabt.«

Er lachte herzlich.

»Ach, der Krieg, manchmal gibt es da auch was zu lachen.«

»Und dann«, fragte er mich, »in der Widerstandszeit?«

»Da war ich beim Ministerium in Vichy.«

Er schwieg, als ob dies eine zusätzliche Erklärung erfordere.

»Ich habe falsche standesamtliche Urkunden ausgestellt für Juden, die sich verstecken mußten, zwangsläufig vor allem Sterbeurkunden.«

»Ah, ich verstehe. Und hast du nie Schwierigkeiten bekommen?«

»Nie. Erst nach dem Krieg, da hat man mich zurückgestuft, weil ich drei Jahre in Vichy gearbeitet hatte.«

»Und deine Juden, konnten die denn nicht sagen, daß du ihnen geholfen hattest, wie?«

»Ich habe keinen einzigen je wieder ausfindig machen können«, sagte ich lachend.

»Na hör mal. So was läßt du dir einfach gefallen?«

Er sah mich von der Seite an, er glaubte, ich lüge.

»Lang habe ich auch nicht nach ihnen gesucht. Selbst wenn man mich nicht zurückgestuft hätte, wäre ich beim Standesamtsregister geblieben. Und da...«

»Na hör mal«, sagte er wieder.

Er glaubte mir nicht mehr.

»Es ist die Wahrheit«, sagte ich – ich lächelte ihm zu –, »ich habe keinen Grund, dich anzulügen.«

»Ich glaube dir«, sagte er endlich.

Ich lachte.

»Für gewöhnlich lüge ich viel. Heute aber nicht. Es gibt so Tage.«

»Jeder Mensch lügt«, sagte er nach einem Zaudern.

»Ich belüge alle, sie, meine Vorgesetzten. Im Amt habe ich es mir angewöhnt, weil ich oft zu spät komme. Da ich nicht mehr sagen kann, daß meine Arbeit mich anödet, habe ich mir ein Leberleiden ausgedacht.«

Er lachte, aber nicht sehr offenherzig.

»Das«, sagte er, »das heißt doch nicht lügen.«

»Von Zeit zu Zeit muß man schließlich über irgend etwas reden, und davon rede ich dann immerhin. Über meine Leber